

## REKTORATSREDEN – EIN PROJEKT IN DER ABTEILUNG SOZIALGESCHICHTE

von Dieter Langewiesche

### 1. Frühere Vorhaben zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte

Schon mehrfach hatte die Historische Kommission erwogen, Vorhaben zur Universitätsgeschichte in das Programm der 1962 gegründeten Abteilung „Forschungen zur deutschen Sozialgeschichte“ aufzunehmen oder auch außerhalb dieser Abteilung durchzuführen. Diese Pläne ließen sich jedoch nicht in der vorgesehenen Weise verwirklichen, da der Abteilung seit ihren Anfängen nie eine Mitarbeiterstelle zur Verfügung gestellt werden konnte. Die Notwendigkeit einer Forschungsfinanzierung ausschließlich über Drittmittel erzwang Umwege und Richtungsänderungen, mitunter hat sie auch entmutigt. Eine stringente Planung und eine längerfristige kontinuierliche Forschung war und ist so nicht möglich.

Bereits 1972 hatte Thomas Nipperdey der Jahresversammlung vorgeschlagen, eine Abteilung Universitätsgeschichte einzurichten, deren Aufgabe eine sozialhistorisch ausgerichtete Wissenschafts- und Universitätsgeschichte sein sollte. Ziel war nicht eine Edition, sondern ein mehrbändiges Handbuch. Nur wenige Jahre später nahm Laetitia Boehm dieses Projekt in veränderter Form wieder auf. Eine handbuchartige Synthese der deutschen oder gar der europäischen Universitätsgeschichte sei angesichts der Vorarbeiten noch nicht möglich. Deshalb sollten zunächst die Professoren der Universitäten des Alten Reiches systematisch erfaßt, ihre persönlichen Daten erhoben und editorisch aufbereitet werden. Doch auch dieses Vorhaben wäre auf Drittmittel angewiesen gewesen, die sich damals nicht beschaffen ließen. Aufgegeben wurde es aber nicht. Seit 2001 konnte dank finanzieller Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, des Schweizerischen Nationalfonds und der Fritz Thyssen Stiftung unter der Leitung der Kommissionsmitglieder Peter Moraw (Gießen) und Rainer C. Schwinges (Bern) mit dem *Repertorium Academicum Germanicum* ein Projekt auf den Weg gebracht werden, das alle an deutschen und auswärtigen Universitäten zwischen 1250 und 1550 graduierten Theologen, Juristen, Mediziner und Artisten-Magister erfaßt und in einer Datenbank im Internet zugänglich macht. Da es 2007 in das Akademienprogramm aufgenommen wurde, ist seine Grundlage nun gesichert. Damit endet

eine fast dreißigjährige Phase der Unsicherheit, verbunden mit Phasen des Stillstands auf dem notwendigen Weg über externe Finanzmittel. An dieses Projekt schließt das Kommissionsvorhaben an, über das hier zu berichten ist.

## 2. Rektoratsreden an Universitäten im 19. und 20. Jahrhundert – das Forschungsprogramm und die Schwierigkeiten, es einzulösen

Rektoratsreden gehörten bis in die sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts zu den rituell wiederkehrenden Anlässen, an denen die Universität ein Bild von sich entwarf. Dieses Selbstbild richtete sich nach innen und zugleich nach außen. Man blickte auf sich, doch im Blick hatte man auch das Umfeld. Es wirkte auf die Universität, bestimmte ihre Entwicklungsmöglichkeiten; doch die Universität beanspruchte auch, in diesem Wirkungsgeflecht zwischen innen und außen als einflußreicher oder sogar entscheidender Akteur aufzutreten. In den Rektoratsreden versicherte sich also die Universität ihres Ortes in der Gesellschaft und ihrer Bedeutung für sie.

In dreifacher Weise suchten die Rektoratsreden die Bedeutung der Universität in Geschichte und Gegenwart einzuschätzen:

1. Sie schauten auf die großen Entwicklungen in Staat und Gesellschaft und bestimmten den spezifischen Ort der Universität, eines Fachs oder der Wissenschaft insgesamt in diesem historischen Geschehen. Die Universität in ihrem politischen, gesellschaftlichen, kulturellen Umfeld ist die Leitlinie dieses Typus von Rektoratsrede.

2. Sie betrachteten die Universität als Institution. Es ging um ihre innere Gestalt, ihre Bauform. Äußere Bedingungen wurden einbezogen, doch der Fokus war institutionell nach innen gerichtet.

3. Sie präsentierten einen wissenschaftlichen Bereich – ein ganzes Fach, einen Ausschnitt daraus oder ein bestimmtes Problem –, anhand dessen der Redner meinte, einem fachfremden Publikum die Bedeutung der eigenen Disziplin für die Universität und für die gesamte Gesellschaft einsichtig machen zu können.

In diesem dritten Redetypus präsentierte sich die Universität als ein Ensemble wissenschaftlicher Vielfalt. Dies war ein wichtiges Anliegen in einer Zeit, in der – so eine Dauerklage bis heute – die unaufhaltsame Spezialisierung in der Wissenschaft die alte Einheit der Universität als Stätte von Forschung und darauf aufbauender Lehre zu zerstören droht. Diesem Prozeß hoffte man in Deutschland um die Wende zum 20. Jahrhundert mit der „Erfindung der Humboldtschen Universität“ (Sylvia Paletschek) – genauer: mit der Erfindung dieses Leitbildes – eine neue

einheitsstiftende Vision entgegenstellen zu können. Die Berliner Universität diente dabei aber nicht als Maßstab, an dem sich die Hochschulentwicklung Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert ausgerichtet hätte. Dazu ist sie erst im Rückblick umgedeutet worden, eine retrospektive Zukunfts konstruktion aus der Krisenstimmung des *fin de siècle* heraus. Um es scharf zuzuspitzen: Das Leitbild „Humboldtsche Universität“ entstand als eine Erzählung der Nationalgeschichte, nicht als ein Ereignis der Universitätsgeschichte. Der nationalpolitische Ursprungsmythos, der die Hauptstadt des jungen deutschen Nationalstaates als Geburtsort der modernen Universität feiert, ergänzte als hochschulpolitische Seitenlinie den borussischen Nationalmythos, der die deutsche Nation dem Geiste Preußens entspringen sieht.

Diese nationalpolitische Meistererzählung haben die deutschen Rektoratsreden nicht nachvollzogen. Doch auch sie zielten auf das, was dieser Topos Humboldt im Kern bis heute meint – die Universität als Forschungsstätte, aus der heraus die Lehre erwächst –, ohne ihn jedoch mit diesem Namen zu benennen und damit als eine preußische Erfindung auszuflaggen. In der Ausrichtung aller Universitätsangehörigen auf Forschung sahen die Rektoren die Einheit der Universität garantiert. Die Studierenden haben sie in diese Forschungsgemeinschaft einbezogen, denn die Rektoratsreden beschworen Forschung als Bildungsmacht. Bildung durch Forschung – darin sahen sie die Einheit der Universität verbürgt in einer Zeit, in der die Wissenschaft sich stärker und schneller spezialisierte als je zuvor. Wenn in einer solchen Situation der neuen Unübersichtlichkeit, dauerhaft und zugleich sprunghaft zunehmend, der oberste Repräsentant der Universität sein Fach der Öffentlichkeit vorstellte, dann versicherte sich die Universität ihres Willens zur Einheit und ihrer Fähigkeit dazu.

Obwohl die Rektoratsrede ins Zentrum der deutschen Universitätsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts führt, ist sie von der Forschung kaum beachtet worden. Das mag auch daran liegen, daß sie bibliographisch schwer zu erfassen ist und den Titeln oft kein Hinweis auf den Inhalt der Rede zu entnehmen ist. Dazu drei Beispiele:

- Alexander Braun, *Ansprache bei Eröffnung des Semesters am 15. Oct. 1865 in der Aula der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität von dem antretenden Rector*. Hinter dieser bibliographischen Angabe verbirgt sich eine Rede *Über die Einheit der universitären Wissenschaften als bleibendes Ziel*.
- *Die Rede beim Antritte des Prorektorats der Kgl. Bayer. Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 4. Nov. 1865* von Joseph Gerlach handelt, das läßt diese bibliographische Angabe nicht einmal andeutungsweise erkennen, *Über den Aufwand an Mitteln für Einrichtungen*

*der Naturwissenschaften und der Medizin, um sie auf einer dem Ansehen der deutschen Universitäten entsprechenden Höhe zu halten.*

- Hinter der Angabe: Theodor Mommsen *Rede bei Antritt des Rektorates 15.10.1874* verbirgt sich eine Zeitdiagnose: *Über die gefährdete Stellung nicht nur der kleinen, sondern aller Universitäten im glücklich erkämpften Deutschen Reich.*

Um die Forschung auf diese universitätsgeschichtlich wichtige Quellengruppe aufmerksam machen zu können, mußte zunächst einmal die bibliographische Tarnung vieler Reden aufgedeckt werden. Deshalb wurden in einem ersten Schritt mit Hilfe eines DFG-Projektes in Zusammenarbeit zwischen Dieter Langewiesche und Rainer C. Schwinges unter Mitwirkung externer Experten die im deutschen Sprachraum im 19. und 20. Jahrhundert nachweisbaren Rektoratsreden erfaßt und aussagekräftige bibliographische Angaben erarbeitet. Das Ergebnis, eine mit differenzierten Suchkriterien ausgestattete Datenpräsentation, wird zur Zeit für die Internetrecherche vorbereitet. Sie wird dann über die Homepage der Historischen Kommission frei zugänglich zur Verfügung stehen. Die Rektoratsreden aller Schweizer Universitäten (nicht nur der deutschsprachigen) werden zudem dank Schweizer Finanzmitteln im vollen Wortlaut digitalisiert Online zugänglich gemacht.<sup>1</sup>

Begleitet wird das Bibliographieprojekt durch monographische Studien, ermöglicht durch Mittel der Fritz Thyssen Stiftung und aus der Schweiz. Neben thematisch oder zeitlich begrenzteren Arbeiten, die bei den Projektleitern in Bern und Tübingen entstehen, ist eine umfassende Monographie geplant, die erstmals die Bedeutung der Rektoratsreden seit dem frühen 19. Jahrhundert als ein Spezifikum der Hochschulen im deutschen Sprachraum (einschließlich der Schweiz und Österreichs) darstellen soll. Während die Dissertationsprojekte in Bern und Tübingen finanziell gesichert sind, müssen für die umfassende Studie erst noch Drittmittel eingeworben werden. Dieser Versuch wird zur Zeit unternommen. Auf Wunsch der DFG-Gutachter war das Projekt in der ersten Phase auf die bibliographische Erfassung und Online-Präsentation begrenzt worden. Nachdem diese Grundlage nun vollendet ist und zudem ein großer Teil der Reden kopiert bzw. die Schweizer Reden digitalisiert werden konnten, steht der Erforschung dieser Quellengruppe nichts mehr im Wege – außer das notwendige Geld. Es zu beschaffen, kostet Zeit und ist mit Unsicherheiten belastet, so daß der Forschungsbereich Universitätsgeschichte innerhalb der Historischen Kommission auch weiterhin mit Hindernissen und wohl auch Enttäuschungen gespickt bleiben wird.

### 3. Rektoratsreden – erste Forschungsergebnisse

An den Jenaer Rektoratsreden vom späten 19. Jahrhundert bis in die ersten Jahre nach dem II. Weltkrieg ist deren Aussagekraft unter einem bestimmten Aspekt – dies zu betonen ist wichtig, denn die Reden lassen sich auch in anderen Perspektiven befragen – erprobt worden.<sup>2</sup>

In dem Untersuchungszeitraum ist die deutsche Universität in ihrer inneren Gestalt eine andere geworden als sie es zuvor gewesen war. Die Zahl der Studierenden expandierte, und Frauen betraten die Männerinstitution, sie wurde zum Großbetrieb, die Differenzierung und Spezialisierung ließ eine Vielzahl neuer Fächer entstehen, außeruniversitäre Forschungseinrichtungen traten als Ergänzung und Konkurrenz hinzu. Zudem mußte sich die Universität in dieser Zeit auf tiefe politische Brüche einstellen, verbunden mit einem erheblichen sozialen Wandel. Eine Zeit ungewöhnlicher Herausforderungen also, in Jena wie in allen anderen deutschen Universitäten. Die Rektoratsreden antworten auf sie, allerdings nicht auf alle. Auch das Schweigen der Rektoren kann beredt sein.

Die Jenaer Rektoratsreden blickten meist zurück in die Vergangenheit. Das war jedoch kein Rückzug ins Gestern und keine Gegenwartsverweigerung. Die Geschichte galt vielmehr als empirisch beglaubigter Wegweiser in die Zukunft und als Maßstab für die eigene Bedeutung in der Gegenwart. Für eine alte, traditionsreiche Institution lag es nahe, so vorzugehen; es war jedoch riskant in einer Zeit, in der sich so vieles völlig veränderte, die Gegenwart als Bruch mit der Vergangenheit erscheinen konnte oder dieser Bruch politisch gefordert wurde. Mit diesem Problem von Dauer und Wandel, Kontinuität und Zäsur setzten sich die Rektoren bzw. bis 1918 die Prorektoren – *Rector Magnificentissimus* blieb bis zum Ende der monarchischen Ära der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach – in ihren Reden auseinander.

Am stärksten auf die Besonderheiten der jeweiligen Hochschule ausgerichtet war jener Redetyp, der die Universität in ihr Umfeld stellte. Nicht alle Jenaer Rektorenreden kamen auf Jena zu sprechen, doch viele taten es. Jena ist keine Provinz in der Universitätslandschaft – heute und ebenso in der Vergangenheit. Das zu bekunden, war den Rednern bedeutsam. „Unsere Universität ist niemals von bloß lokaler Bedeutung gewesen“, versichert der Jurist Richard Loening, als er 1897 die alljährliche Rektoratsrede hielt. Er sprach *Über ältere Rechts- und Kulturzustände an der Fürstlich Sächsischen Gesamt-Universität zu Jena*: „in den letzten drei Jahrhunderten [habe sich] kein wichtiger Fortschritt in dem geistigen Leben Deutschlands vollzogen, kein bedeutender Wendepunkt [ist] in der

wissenschaftlichen Erkenntnis eingetreten [...], an dem nicht unsere Academia Salana in hervorragender Weise beteiligt, bei dem sie nicht zu den massgebenden Faktoren gehört hätte.“

Diese Rede blickte nach außen und innen gleichermaßen. Und in beiden Feldern erkannte der Prorektor einen ständigen Fortschritt in der Geschichte bis in die eigene Zeit. Die Universität habe ihren früheren Status als Obrigkeit verloren, doch ihre Angehörigen konnten ihn gegen die staatsbürgerliche Freiheit eintauschen. Die Universitätsgeschichte wird also in die allgemeine Geschichte eingeordnet, die als ein unaufhaltsamer Fortschrittsprozeß erscheint. Die meisten Rektoratsreden, die dieser Fortschrittslinie folgten, erblickten in der Universitätsgeschichte jedoch nicht einen bloßen Spiegel des Allgemeinen. Die Universität war und ist ein Motor der Geschichte, hieß die selbstbewußte Botschaft, und aus Jena kommen, um im Bild zu bleiben, immer wieder die Zündfunken.

Dieser Redetypus Universität und Umwelt und die Frage nach der Rolle Jenas in dem ständigen Austauschprozeß zwischen Umwelt und Hochschule läßt sich als die Suche nach dem Ort des Kleinstaates in der deutschen Geschichte lesen, des Kleinstaates und seiner Institution Universität. Diejenigen Jenaer Rektoratsreden, die sich im Kaiserreich mit der deutschen Geschichte, die als Nationalgeschichte verstanden wird, auseinandersetzen, entwarfen eine Symbiose von deutscher Nation und Einzelstaat. Sie malten das Bild einer föderativen Nation, die nicht den *einen* Zentralort kennt, vor allem nicht den *einen* geistigen Zentralort, eine föderative Nation vielmehr, in der die Zentren von staatlicher Macht und Kultur entkoppelt sind. Und deshalb konnte die politische Provinz zum geistigen Zentrum und zum Ort höchster nationaler Bedeutung werden.

Die Machtprovinz als geistiges Weltzentrum und dessen kulturelle und politische Bedeutsamkeit für die deutsche Nation lautete das Zentralmotiv der Jenaer Rektoratsreden im gesamten Untersuchungszeitraum, über alle politische Zäsuren hinweg, sogar noch in der ersten genuin nationalsozialistischen Rektoratsrede von 1935, gehalten von Wolf Meyer-Erlach über das Thema *Universität und Volk*.

Der rote Faden aller Jenaer Rektoratsreden im Themenfeld Universität und Umwelt umkreiste beharrlich ein Thema: die Machtprovinz als geistiges Zentrum der Nation. Wie diese Reden aufgebaut waren, läßt diejenige erkennen, die Heinrich Gelzer 1901 als Prorektor zum Gedächtnis des verstorbenen Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach und deshalb auch Rektor der Universität Jena, gehalten hat. Ein Kabinettstück klassischer Rhetorik, deren Tradition der klassische Philologe und Althistoriker zu Beginn aufruft. Gelzer kündete an, Carl Alexander zu charakterisieren als Staatsoberhaupt, als Landesbischof und als Rektor, doch

er entwarf in diesem Fürstenporträt ein stolzes Selbstbild des bürgerlichen Jahrhunderts. Der Großherzog erhielt eine herausgehobene Position, eingefügt jedoch in die Arbeitsteilung der modernen Gesellschaft: ein konstitutioneller Fürst, der sein Land dem deutschen Nationalstaat unterordnete, das Regieren seinen Ministern überließ und die Freiheit des Staatsbürgers bereits schützte, als die anderen deutschen Staaten, insbesondere Preußen, versagten. „Weimar war, als einer der ersten deutschen Staaten, mit verfassungsmässiger Freiheit ausgerüstet.“ Auch als Landesbischof wird Carl Alexander als ein Freund der Moderne porträtiert: Synodalverfassung für die Weimarer Kirche und Förderer der protestantischen Mission, die dank der Jenaer Theologie „nur wissenschaftlich hochstehende Missionare“ entsendet. Als Rektor schließlich erscheint er als ein Garant wissenschaftlicher Freiheit, der gegen die kirchliche Reaktion „trotz mehrfacher Versuche von auswärts Jena als eine Stätte freier, voraussetzungsloser Wissenschaft gesichert“ habe und die Ergebnisse der Forschung auch dann anerkenne, wenn sie der eigenen Meinung widersprechen. So als er in der Vorlesung eines Jenaer Professors – der Landesherr und Rektor hat ab und zu Professoren aufgesucht und eine Vorlesung gehört – erfahren mußte, daß sein Ahnherr aus kirchenpolitischen Gründen Luther zwar geschützt, nicht aber mit dessen Lehre übereingestimmt habe. Der Fürst, zunächst ungläubig, beugte sich, so die Botschaft der Rektoratsrede, der Empirie geschichtswissenschaftlicher Forschung. Die Forschung entscheidet, was wahr ist. Auch der Fürst hat sich dem zu beugen. Und in Jena, so der Redner, tut er es.

Wissenschaft und Kultur waren es, so Gelzer 1901, die aus Thüringen mit seinen politischen Gebilden, „welche – wenigstens teilweise – nur uneigentlich den Namen Staat verdienen“, Bedeutsames werden ließen und diesem Raum staatlicher Ohnmacht „einen hohen Rang in der Weltgeschichte“ sicherten. Schon in die Reformationsbewegung habe Jena durch seine Professoren gewaltig eingegriffen, doch im Zentrum des hochgestimmten Selbstbildes der Universität steht die Zeit, als sich hier der Weltgeist versammelte. Weimar – Höhepunkt der Kultur, Jena – Weltzentrum der Philosophie: „So sind zwei bescheidene und unscheinbare Städte eines Kleinstaates eigentliche Brennpunkte unserer modernen Gesittung geworden.“

In welche historische Entwicklungslinie diese Kulturleistung eingeordnet wurde, variierte nach Fach und nach zeittypischem Standort des Redners. Doch stets blieb es eine stolze Erfolgsgeschichte, in der die politische Provinz als geistiges Zentrum leuchtete. Dem Kirchenhistoriker Friedrich Nippold geriet diese Erzählung 1903 gar zu einer Heilsgeschichte, in der Religion und Nation sich in Thüringen vereinten: „Ohne Mühlberg kein Jena.“ „Ohne Jena kein Sedan.“ Die militärische Niederla-

ge bei Mühlberg 1547, die Johann Friedrich um seine Kurwürde und Wittenberg brachte, führte zur Gründung der ernestinischen Universität; die Niederlage bei Jena 1806 bereitete den nationalen Triumph von Sedan 1870 vor: „eine Antinomie, die keiner Auflösung bedarf. Denn es ist die gleiche, welche in der Aufeinanderfolge von Charfreitag und Ostermorgen jenen Christusglauben begründete, der aus der alttestamentarischen Offenbarung die letzte Schlussfolgerung zog: ‚Musste nicht Christus Solches leiden, um zur Herrlichkeit einzugehen?‘ Und kein früheres Jahrhundert unserer Volksgeschichte hat diesen Christusglauben so sehr als unzerstörbare Grundfeste unseres Kulturlebens erprobt, als dasjenige, an dessen Schwelle die Niederlage von Jena steht, und dessen Höhepunkt die Erstehung des Deutschen Reiches gebildet hat, die dem Siege von Sedan wie mit Naturnotwendigkeit folgte.“ Von der Reformation als „nationalreligiöser Bewegung“ über die Demütigung der deutschen Nation zu deren Auferstehung – in diese nationale Heilsgeschichte, die er zugleich als eine „vollbewußt christusgläubige Geschichtsbetrachtung“ versteht, ordnete Nippold Jena als einen Ort ein, in dem „die schwersten Leidenszeiten“ zu „Segenszeiten“ werden.

Vor allem in Zeiten des Zusammenbruchs beschwor die Universität stets jene Jahre, in denen kulturell-wissenschaftliche Weltgeltung und nationalpolitischer Aufbruch in Jena bzw. Thüringen zusammenzufallen schienen. So auch alle Rektoratsreden zwischen 1918 und 1920. Hinzu traten in dem universitären Selbstbild die Heroen des naturwissenschaftlichen Zeitalters. Auch sie wurden immer wieder aufgerufen als Zeugen für die Universität als Quelle des Fortschritts. Dafür stehen Ernst Haeckel und Ernst Abbe, in denen sich die Universität Jena ihrer herausragenden Bedeutung im Zeitalter der Naturwissenschaften versicherte. Die Namen Haeckel und Abbe leuchteten in den Rektoratsreden und in der Universitätschronik, mit denen diese Reden begannen oder endeten, als die naturwissenschaftlichen Fixsterne am Jenaer Universitätshimmel, in den die Rektoren gerne schauten, wenn sie das leistungsstarke Selbstbild ihrer Hochschule der Öffentlichkeit vor Augen stellten. Die kleineren Sterne, die um sie herum gruppiert wurden, wechselten mit dem Fach des Redners. Doch mit Sternen, daran ließen die Reden keinen Zweifel aufkommen, glänzte die eigene Hochschule in (fast) jedem Fach. Eine Universität also, die sich ihres Ortes in der weltweiten Wissenschaft, in der deutschen Nation und im eigenen Land gewiß war.

Nur einmal scheint in den Rektoratsreden des Kaiserreiches geisteswissenschaftlicher Widerspruch auf zu der Vorstellung, das naturwissenschaftliche Zeitalter habe nun das philosophische abgelöst. Der Theologieprofessor Carl Siegfried verlegte jedoch in seiner Rektoratsrede den Ursprungsort dieses Bildes naturwissenschaftlicher Vorherrschaft nach

Berlin. Er kritisierte es sprachlich feinsinnig, indem er den wissenschaftlichen Anspruch Rudolf Virchows, den er namentlich nicht nannte, als unerlaubte Überschreitung der Aussagegrenzen von Wissenschaft ironisierte: 1893 „verkündigte“ „ein berühmter Lehrer der Berliner Universität der Welt, die von ihm von Zeit zu Zeit Orakelsprüche entgegenzunehmen gewohnt ist, [...] dass im Jahre 1827 der Uebergang aus dem philosophischen Zeitalter in das naturwissenschaftliche stattgefunden habe“. Siegfried sprach dann über die „sittliche Weltordnung“, die „bekanntlich à la fin du siècle etwas mehr aus den Fugen geraten, als es sonst gewöhnlich der Fall ist.“ Dazu beanspruchte er als Theologe Expertenwissen – im Unterschied, so werden es die Hörer verstanden haben, zu den Naturwissenschaftlern.

Siegfried bot mit seiner Rektoratsrede dem Publikum einen wissenschaftlich begründeten Widerspruch zum populären Antisemitismus. Nicht durch Kritik an der öffentlichen Meinung der Gegenwart, das hätte im Widerspruch zum Selbstbild der Universität gestanden, unpolitisch zu sein, sondern durch einen Vortrag über die Entwicklung von Christentum und Judentum in ihren wechselseitigen Beziehungen seit der Antike. Es ist nicht erlaubt, so schloß er seine Rede, den Talmud und die darauf abgestellten Werke früherer Zeiten als die „Lebensregel aller jetzt lebenden Juden hinzustellen. Volksreligionen sind historische Bildungen, die man nicht mit einigen schnellen Angriffen über den Haufen rennen kann. Was in ihnen wirklichen Wahrheitsgehalt und ewigen Werth hat, erliegt überhaupt keinem Angriffe, denn es ist fest verankert in den Herzen der Menschen. Die schönste Blüte christlicher Lehre [...] ist die Liebe, die Alles trägt, glaubt und hofft. Sie wird uns hoffentlich auch über diese streiterfüllte Zeit hinwegtragen.“ Daran mitzuwirken sei Aufgabe der Universität, denn ihr Vorzug sei es immer gewesen und müsse es bleiben, „zu dem gemeinsamen Dienste der Wahrheit und Wissenschaft Männer der verschiedensten Anschauungen und Standpunkte zu vereinigen.“

Die anderen Reden, die auf die Geschichte der Universität Jena oder einzelner Disziplinen zu sprechen kamen, ließen keinen Gegensatz zwischen Geistes- und Naturwissenschaften aufkommen. Sie fügten vielmehr den Aufstieg der Naturwissenschaften in ein Gesamtbild, das Jena als den Hauptort des philosophischen Zeitalters und zugleich als einen wichtigen Ort des Zeitalters der Naturwissenschaften auswies. Es war „nicht Königberg“, es waren „unser Jena und seine Philosophen, welche das Evangelium Immanuel Kant's über Deutschland ausbreiteten“, beteuerte Loening in seiner schon erwähnten Rektoratsrede von 1897, und auch im „Jahrhundert der Naturwissenschaften“ stünden wieder Jenaer Professoren an der Spitze: „wenn sich heute aus der fortgeschritteneren Naturerkenntnis eine neue Weltanschauung zu entwickeln beginnt, [muß] auch unser Jena



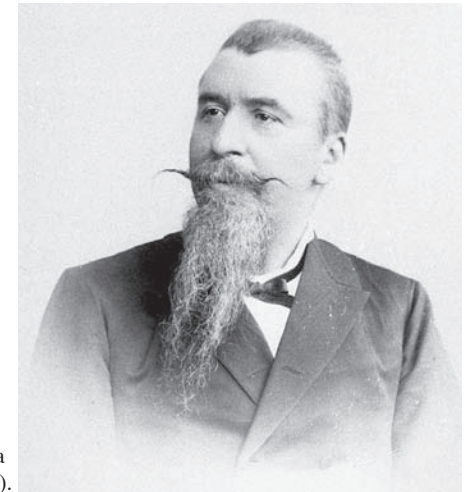
zu den Geburtsstätten derselben gerechnet werden [...]. In gleicher Weise aber gehört es auch zu den Stätten, an welchen der deutsch-nationale Geist unseres Jahrhunderts, angeregt durch den begeisterten Historiker Heinrich Luden, zuerst seine mächtigen Schwingen entfaltet hat.“ Ihn rechnete der Indogermanist Berthold Delbrück in seiner Rektoratsrede von 1908 zwar im Unterschied zu Schelling, Hegel und Fichte nicht zu den „Herosen der Menschheit“, doch sein Einfluß wie auch der Okens und Fries’ auf die „deutschen Jünglinge“ sei ein „unermesslicher“ gewesen.



Berthold Delbrück (1842-1922), Sprachwissenschaftler, seit 1869 Professor für Vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Jena (Foto: Universität Halle).

Philosophie – Naturwissenschaften – deutsche Nation: jedes Element dieser Trias galt als gleichrangig, und zu jedem beanspruchten die Rektoratsreden für Jena und Thüringen eine Führungsrolle. Auch die Naturwissenschaftler unter den Rektoren fügten sich diesem Selbstbild ein. So setzte der Hygieniker August Gärtner in seiner peniblen, uninspirierten aufzählenden Entwicklungsbilanz der Jenaer Universitätsfächer zwar die Naturwissenschaften im „Geistesleben der Völker, besonders sofern sie in das tägliche Leben übertragen sind“, an die „erste Stelle“, doch er schrieb der Philosophie die Bereitschaft und Fähigkeit zu, die Ergebnisse der Naturwissenschaften aufzunehmen, vor allem die Entwicklungslehre Ernst Haeckels, „Schöpfer der Phylogenie und Begründer des biogenetischen Gesetzes“. Gärtner scheute sich nicht, in seiner Rektoratsrede öffentlich das Fach zu nennen, in dem es Jena nicht vergönnt gewesen sei, „eine leitende

Rolle zu übernehmen“ – die Chemie, doch weitere naturwissenschaftliche Rückstandgebiete sah er nicht. In der Pharmazie diagnostizierte er Jena eine „Führerrolle“, vor allem aber in der Biologie, in der Jena „ein einheitliches Streben, das Arbeiten Vieler auf einen Punkt hin“, auszeichne. Heute würde man von Profilbildung sprechen. In Jena liege sie in der „Descendenz- und Selectionstheorie“ im Umfeld Haeckels und in der „mikroskopischen Optik“, in der man dank der gelungenen Verbindung von Theorie und Praxis durch Abbe und Carl Zeiss weltweit führend sei. Diesen Säulen Jenaer Weltgeltung in den Naturwissenschaften wurden Wegbereiter zugeordnet, wie Mathias Jakob Schleiden, einer „der erfolgreichsten Vorkämpfer des naturwissenschaftlichen Zeitalters“, oder Johann Wolfgang Döbereiner, „der geniale Experimentator“, der in Jena schon 1811 ein Forschungslaboratorium eingerichtet hatte – lange vor Justus Liebig, der sich dieses Verdienst zur Entwicklung der Chemie in Deutschland in Unkenntnis seiner Vorgänger zugeschrieben habe.



August Gärtner (1848-1934), seit 1887 o. Prof. für Hygiene an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena (Foto: FSU Jena, UAJ FNS Nr. 224).

Selbstzweifel der Universität Jena kamen in den Rektoratsreden des Kaiserreichs nicht zu Worte. Das änderte sich mit dem Ende der Monarchie. Es nahm Jena wie den anderen deutschen Landesuniversitäten den angestammten Ort in zweifacher Weise: im monarchischen Staat und in der Nation – zu beiden sahen sich die deutschen Universitäten in einem unmittelbaren Verhältnis. Dem Interesse ihres Landesherrn durften sich die Hochschulen sicher sein, in Jena war er formell sogar ihr Rektor. Und mit Blick auf die deutsche Nation: Ihr Aufstieg und ihre Stellung in der Welt, davon zeigten sich die Professoren im Kaiserreich überzeugt, wäre ohne die Forschungs- und Ausbildungsleistung der deutschen Universität nicht möglich gewesen.

Diese Größe lag zu Ende des Ersten Weltkrieges danieder; den monarchischen Nationalstaat, der Nation und Landesherrschaft vereinte, den deutschen Landesuniversitäten ihren herausragenden Ort in der Nation und im Land zu garantieren schien, gab es nicht mehr. Die deutschen Universitäten reagierten mit einer Haltung, die der neuen Republik insgesamt wenig Sympathie, vornehmlich Distanz bis offene Abneigung entgegenbrachte. In dem nun eingeführten Ritual der Gedächtnisrede zur Reichsgründung bekundete die deutsche Universität jedes Jahr aufs neue ihre Trauer über das verlorene Reich, in dem, so das universitäre Selbstbild, die Glanzzeit der Nation und ihrer Hochschulen eine Einheit gebildet hatten.

In der Zeit des Nationalsozialismus änderten sich erneut Inhalt und Stil der Rektoratsrede und neue, spezifisch nationalsozialistische Redeanlässe kamen hinzu. Doch bei allen Unterschieden zwischen den Rektorats- und Universitätsreden der republikanischen und der nationalsozialistischen Zeit – in dem Willen zum offenen politischen Bekenntnis unterscheiden sie sich gemeinsam grundlegend von der universitären Bildungskonzeption, welche die Reden im Kaiserreich gekennzeichnet hatte. Die Universität war nun in den Reden ihrer Repräsentanten, mit denen sie sich an die Öffentlichkeit innerhalb und außerhalb der Hochschule wandte, zu einer politischen Institution geworden, die sich zu einem politischen Bildungsauftrag bekannte. Die Vorstellung von Bildung, die der Praktische Theologe Wolf Meyer-Erlach 1935 in der ersten durch und durch nationalsozialistischen Rektoratsrede in Jena bekundete, ließ jedoch von dem emphatischen Bekenntnis zum Bildungsauftrag der Universität für die Menschheit, der in Reden vor 1933 trotz ihrer nationalen Verengung noch präsent blieb, nichts übrig. Als einen Widerruf der Einheit von Forschung und Bildung, Bildung durch Forschung mußten die Zeitgenossen jedoch nicht einmal diese Rede verstehen. Das Programm der politischen Universität, wie es der NS-Führerrekter 1935 entwarf, verlangte zwar nach einer „gründlichen Reform der Studien auf den Universitäten“, doch keinen Abstieg aus der „wissenschaftlichen Höhenlage“. Höchstes Wissen galt ihm auch weiterhin als Ziel universitärer Ausbildung – aber das richtige Wissen. Das allerdings werde nicht allein durch forschendes Lernen erworben. „Nicht die großen Wissenden, sondern die großen Wollenden, die großen Glaubenden haben Volksgeschichte und Weltgeschichte gestaltet.“ Selbst diesen Aufruf zur Tat in der ns-gläubigen Rektoratsrede von 1935 muß man nicht als einen gänzlichen Gegenentwurf zum traditionellen Selbstbild der Universität sehen. Das kämpferische Gegenbild trat vielmehr in Reden auf, die außerhalb des universitären Festkalenders von Aktivisten des Nationalsozialismus gehalten wurden.

Die Universität als Fortschrittskraft für die gesamte Gesellschaft, als Bildungsstätte der Elite und als ein Zentralort für die Nation auf ihrem

Weg in die Zukunft – dies war der Kern des Selbstbildes der deutschen Universität. Nun wurde es neu justiert. Mehr werden vermutlich – eine Rezeptionsanalyse wäre auch hier dringlich – die meisten Dozenten in Jena (und anderswo) darin in den Anfangsjahren des NS-Staates nicht gesehen haben, und die meisten dürften in der vermeintlich nationalen Ausrichtung einen neuen Anlauf zu einem alten Ziele erhofft haben. In den Dienst der Nation hatten sie sich stets gestellt. Die deutsche Universität als nationale Institution – davon zehrte das Selbstbild Jenas stärker wohl als bei jeder anderen Hochschule. Denn die Ursprungslegende der deutschen Nation wies Jena einen privilegierten Ort zu. Keine gute Voraussetzung, um der nationalsozialistischen Umdeutung dieser Tradition zu widerstehen.

Mit diesem Problem setzten sich die ersten Rektoratsreden nach dem Zweiten Weltkrieg in Jena nicht auseinander. Als die Universität 1947 die Tradition der „Preisverteilungsfeier“ wieder aufnahm, hielt der Biologe Jürgen W. Harms einen Fachvortrag ohne jeden Seitenblick in die jüngste Vergangenheit. Sie fand nur in seinem Schlußsatz einen schwachen Nachhall, der es nahelegte, die Hochschule im Nationalsozialismus als von nicht-wissenschaftlichen Mächten überwältigt zu sehen: „Die reine Wissenschaft als Problemforschung muß stets auch unbeeinflußt von allen Tagesmeinungen ihren Weg gehen. Doktrinen sind immer der Tod der Forschung gewesen.“

Erst 1948 nahm der Physiker Friedrich Hund in seiner Rektoratsrede das alte universitäre Leitmotiv Bildung durch Forschung wieder auf. Vom Gebildeten verlangte er „einen Einklang seines bewußten Denkens mit seinem unbewußten Handeln. Und es gehört zur allgemeinen Bildung, wenn dieser Einklang über die Gegebenheiten des engeren Berufes und über fachliche Begrenzung hinausgeht.“ Aufgabe der Universität und jeder einzelnen Wissenschaft sei es, den „geistig Führenden“ eine „Gesamtbildung“ und ein „Gesamtbewußtsein“ zu ermöglichen. Darunter verstand er die „Formung einer wissenschaftlichen Haltung“, die sein Fach, die Physik, leiste, indem es dem Menschen empirisch begründete Einsichten in die Natur bietet. Wie seine Vorgänger in der Zeit, als die Universität sich noch im Einklang mit ihrer politischen Umwelt wußte, vertraute auch Hund auf die Persönlichkeitsbildung durch „ernsthafte wissenschaftliche Arbeit“. Sie führe „zu einer besonderen Art des persönlichen Verhaltens. Sie ermögliche ein Denken unter zeitweiliger Aufhebung der eigenen Wünsche, unter Absehung vom jeweiligen eigenen Willen. Nur so bestehe Hoffnung, ungetrübt die Wirklichkeit zu erkennen.“ Und zwar offen für „die noch nicht bekannte Wirklichkeit“, verbunden mit der Scheu vor zu schnellen Synthesen und „endgültigen Behauptungen“.

Das Fachstudium als bester Weg zur allgemeinen Bildung – mit dieser Maxime, die der Jenaer Rektor am Beispiel seiner Disziplin anschaulich

machen wollte, als er sein Publikum 1948 in die Geschichte der modernen Physik einführte, vergewisserte sich die Universität einer Tradition, die sie für zukunftsfähig hielt. Daß dieses alte Leitbild einer wissenschaftlich fundierten Bildung zu keiner Zeit in der Lage gewesen ist, politische Urteilsfähigkeit zu sichern, weder bei den Studenten noch bei den Professoren, blieb den Jenaer Repräsentanten der Universität verschlossen. Zumindest sprachen sie nicht darüber, auch nicht in den ersten Jahren nach der nationalsozialistischen Herrschaft, der die deutschen Hochschulen und die wissenschaftliche Bildung, die sie vermittelten, politisch und ethisch nichts entgegenzusetzen vermocht hatten.

- 1 Die Schweizer Reden stehen z.T. schon Online zur Verfügung: [http://www.hist.unibe.ch/content/institut/forschungsprojekte/rektoratsreden/index\\_ge.html](http://www.hist.unibe.ch/content/institut/forschungsprojekte/rektoratsreden/index_ge.html). Ob auch die Reden, die an den Universitäten des Deutschen Reiches bzw. des Deutschen Bundes und der Habsburgermonarchie gehalten wurden, durch Mittel der DFG finanziert digitalisiert und Online präsentiert werden können, wird auf Anregung der Historischen Kommission seitens einer Universitätsbibliothek geprüft.
- 2 Vgl. D. Langewiesche, *Selbstbilder der deutschen Universität in Rektoratsreden. Jena – spätes 19. Jahrhundert bis 1948* (im Druck).